



Das Buch

Carolyn Polhemus, als Frau so begehrt wie als Staatsanwältin bewundert, ist vergewaltigt und ermordet worden. Dem Bezirksstaatsanwalt Horgan käme eine rasche Aufklärung des Verbrechens für seine Wiederwahl sehr gelegen, und er beauftragt Rusty Sabich, seinen langjährigen Stellvertreter, mit den Ermittlungen. Was Horgan nicht weiß, ist die Tatsache, daß Rusty und Carolyn ein Verhältnis miteinander hatten. Noch ehe Sabich die Aufklärungsarbeit abschließen kann, wendet sich das Blatt: Als Carolyns Exgeliebter gerät er selbst unter Mordverdacht.

Der Autor

Scott Turow, Jahrgang 1949, ist Partner einer großen Anwaltssozietät in Chicago. Seine vielfach preisgekrönten Romane *Aus Mangel an Beweisen*, *Die Bürde der Wahrheit*, *So wahr mir Geld helfe* und *Das Gesetz der Väter* wurden alle internationale Buch- und Filmerfolge. In seinem Roman »Das Gift der Gewissheit« und anderen Veröffentlichungen stellte er die Todesstrafe und das gesamte amerikanische Justizsystem infrage und bewirkte drastische Veränderungen. Turow lebt mit seiner Frau und drei Kindern bei Chicago.

Lieferbare Titel

Der Befehl – Die Bürde der Wahrheit

Scott Turow

Aus Mangel an Beweisen

Aus dem Amerikanischen
von Christa E. Seibicke

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
PRESUMED INNOCENT

Aus dem Amerikanischen von Christa E. Seibicke



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen Papier

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 10/2007
Copyright © der Originalausgabe 1987 by Scott Turow
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1988
by Droemersch Verlaganstalt TH. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG,
München

Copyright © dieser Ausgabe 2007

by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlagfoto: © Corbis

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,
München-Zürich

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-43248-2

www.heyne.de

Für meine Mutter

*Dies ist ein Roman.
Alle Namen, Orte, Charaktere
und Ereignisse sind frei erfunden,
und jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen
Vorgängen beziehungsweise lebenden
oder verstorbenen Personen ist
zufällig.*

Eröffnungserklärung

So fange ich jedesmal an:

»Ich bin der Ankläger. Ich vertrete den Bundesstaat. Ich bin hier, um ein Verbrechen nachzuweisen. Sie werden gemeinsam das Beweismaterial prüfen. Sie werden darüber beraten. Sie werden entscheiden, ob es ausreicht, den Angeklagten schuldig zu sprechen. Dieser Mann ...« Und hier strecke ich den Arm aus und zeige auf ihn.

Sie müssen immer auf den Angeklagten zeigen, Rusty, schärfte John White mir ein, damals an meinem ersten Tag bei der Bezirksanwaltschaft. Der Sheriff nahm meine Fingerabdrücke, der Vorsitzende Richter vereidigte mich, und John White verschaffte mir Zutritt zum ersten Geschworenenprozeß meines Lebens. Ned Halsey trug die Eröffnungserklärung der Staatsanwaltschaft vor, und während er mit großen Gesten im Gerichtssaal auf und ab schritt, erteilte mir John in seiner hochherzig onkelhaften Art und mit einem Atem, der selbst um zehn Uhr morgens schon nach Alkohol roch, meine erste Lektion. Der rüstige Ire mit schlohweißer, ungebärdiger Mähne war damals Erster Deputy der Staatsanwaltschaft. Das war vor fast zwölf Jahren, lange bevor ich auch nur im geheimen den Ehrgeiz entwickelte, selbst einmal Johns Posten zu übernehmen. Wenn Sie nicht den Mut haben, auf ihn zu zeigen, sagte John White ganz ruhig, dann können Sie auch nicht erwarten, daß die sich trauen, ihn zu verurteilen.

Und darum zeige ich auf den Angeklagten. Ich strecke meinen Arm Richtung Saal, halte einen Finger starr geradeaus. Ich suche seinen Blick. Ich sage: »Dieser Mann steht unter Anklage.«

Er wendet sich ab. Oder blinzelt. Oder reagiert überhaupt nicht. Anfangs war ich oft mit meinen Gedanken woanders,

stellte mir vor, was für ein Gefühl es sein mochte, dazusitzen, von allen begafft, mit flammenden Worten angeprangert, vor jedermann, und zu wissen, daß die selbstverständlichsten Privilegien eines anständigen Lebens – Vertrauen, Achtung und Respekt, ja sogar Freiheit – mit einemmal wie ein Mantel waren, den man an der Garderobe abgegeben hat und vielleicht nie zurückbekommt. Ich spürte die Angst, die erbitterte Frustration, die quälende Einsamkeit.

Inzwischen hat sich die zähe Last der Pflichten und Zwänge einer Erzablagerung gleich in den Adern festgesetzt, wo einst diese gefühlvollen Regungen flossen. Es ist eben mein Beruf. Nicht, daß ich etwa abgestumpft wäre. Nein, das darf man mir glauben. Aber dieses Karussell des Anklagens, Beweiserhebens und Verurteilens dreht sich unaufhörlich, ist eins der großen Räderwerke, die unser ganzes Handeln bestimmen. Ich spiele meine Rolle. Ich bin ein Funktionär eines weltweit anerkannten Systems, Recht von Unrecht zu unterscheiden, ein Bürokrat des Guten und Bösen. Dieses muß verboten werden; jenes nicht. Freilich wäre es denkbar, daß alles nach Jahren endloser Anklageerhebungen und Verhandlungen und angesichts des ständig wechselnden Stroms der Verdächtigen in heillosem Wirrwarr zerfließt. Aber so ist es nicht.

Ich drehe mich zu den Geschworenen um: »Heute haben Sie, meine Damen und Herren – jeder einzelne von Ihnen –, eine der heiligsten Bürgerpflichten übernommen. Ihre Aufgabe ist es, die Tatsachen herauszufinden. Die Wahrheit. Das ist alles andere als leicht, ich weiß. Das Gedächtnis mag uns Streiche spielen; die Erinnerung mag getrübt sein; das Beweismaterial kann verschiedene Deutungen zulassen. Vielleicht sind Sie gezwungen, über Dinge zu entscheiden, die niemand genau zu wissen scheint oder die keiner zugeben will. Wenn Sie daheim wären oder an Ihrem Arbeitsplatz, irgendwo in Ihrem täglichen Umfeld, würden Sie vielleicht abwehrend die Hände heben und sich der Mühe gar nicht erst unterziehen. Hier müssen Sie es.

Sie müssen. Ich darf Sie noch einmal nachdrücklich daran

erinnern. Ein Verbrechen wurde begangen, ein wirkliches. Niemand wird das bestreiten. Es gab ein Opfer, ein wirkliches. Und wirklichen Schmerz. Sie brauchen uns nicht zu sagen, warum es geschah. Die Motive eines Menschen können auf ewig in seinem Innern verschlossen bleiben. Aber Sie müssen zumindest versuchen herauszufinden, was tatsächlich geschah. Gelingt Ihnen das nicht, so werden wir auch nicht wissen, ob dieser Mann es verdient, seine Freiheit wiederzuerlangen – oder bestraft zu werden. Dann haben wir keine Ahnung, wen die Schuld trifft. Wenn wir die Wahrheit nicht ermitteln können, was wird dann aus unserer Hoffnung auf Gerechtigkeit?»

FRÜHLING

»Es sollte mehr zu Herzen gehen«, sagt Raymond Horgan.

Ob er wohl von der Trauerrede spricht, die er gleich halten wird? frage ich mich im ersten Moment. Er hat eben seine Notizen noch einmal überflogen und steckt nun die beiden Karteikarten zurück in die Brusttasche seines blauen Kammgarnanzugs. Aber ein Blick in sein Gesicht verrät mir, daß die Bemerkung persönlich gemeint war. Vom Rücksitz des Buick – sein Dienstwagen – starrt er durchs Fenster hinaus auf den Verkehr, der zusehends dichter wird, je näher wir South End kommen. Nachdenklichkeit überschattet seine Miene. Während ich ihn so betrachte, kommt mir der Gedanke, wie effektiv sich genau diese Pose auf dem diesjährigen Wahlkampfplakat angenommen hätte: Raymonds bullige Züge, erstarrt in feierlicher Würde und männlicher Entschlossenheit, mit Trauerrand. Sie vermitteln etwas von dem stoischen Gleichmut dieser doch oft recht trostlosen Großstadt und erinnern an die schmuddeligen Backsteinfassaden und die Dächer aus Teerpappe in dem Viertel, durch das wir gerade fahren.

Unter Raymonds Mitarbeitern ist es zur Zeit gang und gäbe, darauf hinzuweisen, daß er nicht gut aussieht. Vor über anderthalb Jahren haben Ann und er sich nach dreißigjähriger Ehe getrennt. Er ist dicker geworden, und sein Gesicht hat jenen ewig miesepetrigen Ausdruck angenommen, der vermuten läßt, er habe endlich ein Stadium erreicht, in dem er sich damit abfindet, daß es für viele schmerzliche Dinge keine Linderung gibt. Noch vor einem Jahr hätte jeder gewettet, Raymond habe weder genügend Interesse noch Durchhaltevermögen, um erneut zu kandidieren, und er zögerte wahrhaftig lange:

Vier Monate waren es nur noch bis zur Vorwahl, als er sich endlich aufstellen ließ. Manche behaupten, Machthunger und Geltungsbedürfnis seien die treibenden Kräfte gewesen. Ich tippe eher auf Raymonds unverhohlenen Haß gegen seinen Hauptrivalen Nico Della Guardia, der bis letztes Jahr gleichfalls zu den Deputys unserer Bezirksanwaltschaft gehörte. Aber was immer auch Raymonds Gründe gewesen sein mögen, es ist ein heißer Wahlkampf geworden. Solange das Geld reichte, wurden Werbeagenturen und sogar Medienberater eingeschaltet. Drei junge Männer mit zweifelhaften sexuellen Neigungen entschieden diktatorisch über Strategien wie »Das Plakat«, und nun prangt Raymonds Konterfei auf dem Heck jedes vierten Busses in der Stadt – mit diesem einschmeichelnden Lächeln einer vom Leben gestählten Frohnatur. Für mich sieht er auf dem Foto aus wie ein Waschlappen, noch ein Indiz dafür, daß Raymond aus dem Tritt gekommen ist. Wahrscheinlich meint er das, wenn er sagt, die Sache sollte ihm mehr zu Herzen gehen. Es sieht so aus, will er damit andeuten, als würden die Ereignisse ihm wieder aus der Hand gleiten.

Raymond spricht über den Mord an Carolyn Polhemus vor drei Tagen, in der Nacht zum zweiten April.

»Es ist wie verhext, ich krieg's nicht in den Griff. Einmal hab' ich Nico auf dem Hals, der in seinen Reden auf mich eindrischt, als hätt' ich sie umgebracht. Und zum anderen will jeder hergelaufene Trottel mit 'nem Presseausweis von mir wissen, wann wir endlich den Mörder schnappen. Die Sekretärinnen heulen auf'm Klo, und dann, verstehst du, muß ich immerfort an die Frau denken. Mein Gott, ich kannte sie schon als Bewährungshelferin, als sie noch studierte. Sie hat für mich gearbeitet, ich mochte sie gern. Ein blitzgescheites Mädchen, und sexy. Als Juristin einsame Spitze. Und wenn man sich dann vorstellt, was passiert ist! Ich hab' immer geglaubt, mir geht so leicht nichts mehr unter die Haut, aber mein Gott! Irgend so ein Irrer bricht da ein, und von einer Minute zur anderen ist's aus mit ihr. Das soll ihr Abschied sein? Ein geiler Penner dreht durch, zertrüm-

mert ihr den Schädel und vergreift sich an ihr. Mein Gott.« Raymond seufzt. »Wenn einem das nicht ans Herz geht.«

»Da hat keiner eingebrochen.« Ich bin selbst erstaunt über meinen entschiedenen Ton. Raymond, der sich eben wieder den Akten auf seinem Schoß zugewandt hat, fährt mit einem Ruck hoch und richtet seine klugen grauen Augen durchbohrend auf mich.

»Wie kommst du denn darauf?«

Ich antworte nicht gleich.

»Wir finden die Lady gefesselt und vergewaltigt«, sagt Raymond. »Mir käme da nicht auf Anhieb der Gedanke, gegen ihre Freunde und Verehrer zu ermitteln.«

»Kein Fenster war eingeschlagen«, entgegnete ich, »und keine Tür gewaltsam geöffnet.«

Hier mischt sich Cody, der nach dreißig Jahren Streifendienst die Zeit bis zu seiner Pensionierung als Raymonds Chauffeur abdient, vom Fahrersitz aus in unser Gespräch. Cody ist heute ungewöhnlich schweigsam gewesen und hat uns die übliche Schwärmerei von den guten alten Zeiten erspart: Wie viele Deals mit schrägen Vögeln er damals geschaukelt und wie viele große Fische er in so ziemlich allen Großstädten des Landes hoppgenommen hat. Im Gegensatz zu Raymond – oder, wenn man so will, auch zu mir – ist Cody um eine angemessene Trauermiene nicht verlegen. Er wirkt übernächtigt, was seinem Gesicht einen etwas leidvollen Zug gibt. Meine Bemerkung über die Umstände am Tatort scheint ihn wacherüttelt zu haben.

»Alle Türen und Fenster in der Bude standen offen«, sagt er. »Ihr gefiel das so. Diese Tussi lebte wie Alice im Wunderland.«

»Ich denke, das hat sich einer ganz clever ausgedacht, um uns auf 'ne falsche Spur zu locken ...«

Raymond schneidet mir das Wort ab. »Jetzt mach dich doch nicht lächerlich, Rusty! Unser Typ is 'n Stadtstreicher, 'n Gammler oder so was. Um den zu kriegen, brauchen wir keinen Scheiß-Sherlock-Holmes. Versuch bloß nicht, die von der Mordkommission zu überflügeln. Zieh lieber den Kopf ein und

geh immer schön geradeaus. Okay? Und sieh zu, daß du mir einen Täter lieferst, bevor mir mein elender Arsch auf Grundeis geht.« Dabei lächelte er mich an, herzlich und hintergründig zugleich. Raymond will mir zu verstehen geben, daß er die Nase oben behält. Dabei braucht gar nicht betont zu werden, wieviel davon abhängt, daß wir Carolyns Mörder zu fassen kriegen.

Nico hat in seiner Stellungnahme vor der Presse Carolyns Tod gemein und unbarmherzig für die eigene Propaganda ausgeschlachtet. »Mit der laschen Haltung, die er in den letzten zwölf Jahren im Gesetzesvollzug an den Tag legte, hat der Bezirksanwalt sich zum Komplizen der kriminellen Elemente in unserer Stadt gemacht. Nicht einmal seine eigenen Mitarbeiter kann er mehr schützen – dieses tragische Unglück liefert den schlagenden Beweis dafür.« Wie es zu Raymonds Liaison mit der Gesetzlosigkeit paßt, daß er Nico vor über zehn Jahren als Deputy einstellte, dazu hat dieser feine Herr sich nicht geäußert. Aber so was zu erklären ist ja auch nicht Aufgabe eines Politikers. Außerdem geht Nico vor der Öffentlichkeit immer schamlos an alles ran. Nicht zuletzt dadurch qualifiziert er sich für eine politische Laufbahn.

Qualifiziert oder nicht, man erwartet allgemein, daß Nico die Vorwahl verlieren wird, die in nur mehr achtzehn Tagen ansteht. Raymond Horgan hat es seit mehr als einem Jahrzehnt verstanden, die anderthalb Millionen amtlich registrierter Wähler von Kindle County immer wieder für sich zu gewinnen. Diesmal muß er sich zwar noch die Rückendeckung der Partei erkämpfen, aber daran ist in der Hauptsache ein alter Fraktionsstreit mit dem Bürgermeister schuld. Raymonds politische Freunde – eine Gruppe, zu der ich nicht gehört habe – sind der Ansicht, in den nächsten anderthalb Wochen, wenn die ersten Meinungsumfragen raus sind, werden andere Parteibonzen den Bürgermeister zum Einlenken bewegen können, womit Raymond für weitere vier Jahre sein Schäfchen im Trocknen hätte. In dieser Einparteienstadt ist der Sieg in der Vorwahl gleichbedeutend mit der Ernennungsurkunde.

Cody dreht sich um und meldet, es sei gleich eins. Raymond nickt zerstreut. Cody nimmt das als Zustimmung, langt unters Armaturenbrett und setzt die Sirene in Gang. Er läßt sie in zwei kurzen Intervallen aufheulen, was fast wie eine Untermalung des Verkehrslärms klingt, doch die Autos und Laster machen brav die mittlere Spur frei, und der dunkle Buick prescht los. Das Viertel hier ist immer noch ziemlich mies – angejahrte Schindelhäuser, Veranden, von denen die Farbe abblättert. Am Straßenrand spielen Kinder mit käsigen Gesichtern Ball oder springen Seil. Etwa drei Blocks weiter bin ich aufgewachsen, in einer Wohnung über dem Bäckerladen meines Vaters. In meiner Erinnerung war es eine traurige Kindheit. Tagsüber halfen wir – meine Mutter und nach der Schule auch ich – Vater im Geschäft, abends schlossen wir uns in einem Zimmer ein, während er sich betrank. Geschwister hatte ich keine. Das Viertel hat sich bis heute kaum verändert; hier wohnen nach wie vor eine Menge Leute vom Schlag meines Vaters: Serben wie er, Ukrainer, Italiener, Polen – lauter Volksgruppen, die sich gern absondern und an ihrem bitteren Fatalismus festhalten.

Wir stecken im Freitagnachmittagsstau fest. Cody bremst scharf hinter einem Omnibus, der knatternd seine giftigen Abgase ausstößt. Auf der Heckscheibe klebt ein Wahlplakat von Horgan, anderthalb Meter breit, und Raymond guckt auf uns runter, so belämmert wie ein Fernseh-Talkmaster oder ein Werbefreak für Katzenfutter. Und mir sind die Hände gebunden. Raymond Horgan ist meine Zukunft und meine Vergangenheit. Zwölf Jahre arbeite ich nun schon für ihn, Jahre aufrichtiger Loyalität und Bewunderung.

Ich bin sein Stellvertreter, und sein Sturz würde auch mir das Genick brechen. Aber die Stimme der Unzufriedenheit läßt sich nicht zum Schweigen bringen; sie folgt ihrem eigenen Befehl. Und jetzt spricht sie in plötzlich sehr entschiedenem Ton zu dem Bild dort oben. Du Waschlappen, sagt sie. Du bist, sagt sie, ein Waschlappen.

Als wir in die Third Street einbiegen, zeigt sich, daß dieses Begräbnis für die Polizei zu einer Art Staatsakt geworden ist. Die Hälfte der parkenden Autos sind Streifenwagen, und auf den Gehwegen patrouillieren Cops zu zweit oder zu dritt. Die Ermordung eines Staatsanwalts rangiert gleich hinter Polizistenmord. Außerdem hatte Carolyn ungeachtet der Machtkämpfe zwischen den Institutionen viele Freunde bei der Polizei: treue Gefolgsleute, die ein guter Staatsanwalt gewinnt, wenn er professionelle Ermittlungen schätzt und dafür sorgt, daß sie vor Gericht auch gebührend gewürdigt werden. Und dann war sie natürlich eine schöne Frau, noch dazu eine mit sehr modernen Ansichten. Carolyn, das ist bekannt, war kein Kind von Traurigkeit.

Kurz vor der Kapelle bricht der Verkehr völlig zusammen. Wir ruckeln nur noch ein paar Meter weiter und müssen dann warten, bis die Wagen vor uns ihre Passagiere ausladen. Die Schlitten der Prominenz – Staatskarossen mit Sondernummern, Pressefahrzeuge auf der Suche nach günstigen Parkplätzen – verstopfen mit gleichgültiger Nonchalance die Fahrbahn. Besonders die Rundfunkreporter halten sich weder an die geltende Verkehrsordnung noch an die einfachsten Grundregeln der Höflichkeit. Der Kamerawagen einer Fernsehstation, komplett ausgerüstet bis auf die kleine Radarantenne auf dem Dach, hält direkt vor dem offenen Kirchenportal. Die Reporter arbeiten sich durch die Menge, als handele es sich um einen Boxkampf, und strecken den Ankommenden die Mikrofone entgegen.

»Später«, winkt Raymond ab und zwingt sich durch den Schwärm von Journalisten, der den Wagen umringt, kaum daß wir am Ziel sind. Raymond erklärt, er werde eine kurze Gedenkrede halten und sei bereit, sie später draußen zu wiederholen. Immerhin nimmt er sich die Zeit, Stanley Rosenberg vom Sender Channel 5 zu begrüßen. Stanley wird wie üblich das erste Interview kriegen.

Paul Dry, ein Mitarbeiter des Bürgermeisters, gibt mir ein Zeichen. Anscheinend möchte das ehrenwerte Stadtoberhaupt noch vor der Trauerfeier ein paar Worte mit Raymond wech-

seln. Ich leite die Bitte weiter, sobald Raymond sich aus den Klauen der Reporter befreit hat. Er schneidet eine Grimasse – unklug von ihm, denn Dry hat es bestimmt gesehen –, ehe er mit Paul abzieht und im gotischen Dunkel der Kirche verschwindet. Bürgermeister Augustine Bolcarro ist der geborene Tyrann. Vor zehn Jahren, als Raymond Horgan Favorit der ganzen Stadt war, hätte er Bolcarro beinahe aus dem Sattel gehoben. Aber eben nur beinahe.

Seit er damals bei der Vorwahl aus dem Rennen geworfen wurde, ist Raymond stets ein vorbildlicher Gefolgsmann gewesen. Doch Bolcarro hat die Kränkung bis heute nicht verwunden. Nun, da Raymond an der Reihe ist, sein Amt zu verteidigen, hat der Bürgermeister sich hinter der Neutralität verschanzt, zu der seine Stellung ihn verpflichtet. Durch einen miesen Trick ist es ihm außerdem gelungen, Raymond die Rückendeckung der Partei zu entziehen. Es macht ihm offensichtlich Spaß, zuzuschauen, wie und ob Raymond ohne fremde Hilfe das Ufer erreicht. Wenn Horgan schließlich wieder festen Boden unter den Füßen hat, wird Augie ihm als erster gratulieren und versichern, er habe von Anfang an gewußt, daß Raymond sich nicht unterkriegen lassen würde.

Drinne sind die Bänke zum großen Teil schon besetzt. Der Sarg vorn am Altar ist mit Blumen bekränzt – Lilien und weiße Dahlien –, und trotz der vielen Menschen ist mir, als hinge ein schwacher Blütenduft im Raum. Ich schiebe mich nach vorn durch, nicke hier und da jemandem zu und schüttele Bekannten die Hand. Jede Menge Prominenz ist versammelt: alle Politiker aus Stadt und County; fast die gesamte Richterschaft sowie die Leuchten unter den Strafverteidigern. Ein paar der linkslastigen und feministischen Gruppen, mit denen Carolyn manchmal in Verbindung gebracht wurde, sind ebenfalls vertreten. Die Unterhaltung ist dem Anlaß entsprechend gedämpft. Die Erschütterung und die Trauer in den Gesichtern wirken echt.

Ich pralle von hinten auf Della Guardia, der sich gleich mir durch die Menge arbeitet.

»Nico!« Ich gebe ihm die Hand. Er trägt eine Blume im Knopfloch, eine Mode, der er sich verschrieben hat, seit er in den Wahlkampf eingetreten ist. Er erkundigt sich nach meiner Frau und meinem Sohn, läßt mir allerdings keine Zeit zu antworten. Statt dessen setzt er unvermittelt eine schmerzbewegte Miene auf und beginnt von Carolyn zu sprechen.

»Sie war einfach ...« In Ermangelung eines treffenden Adjektivs läßt er beredt die Hand kreisen. Ich merke, daß der forsche Kandidat für das Amt des Bezirksanwalts sich zu einem poetischen Höhenflug aufschwingen will, und bremsen ihn gerade noch rechtzeitig.

»Sie war großartig«, sage ich, selbst erstaunt über meine plötzliche Gefühlswallung und das rasante Tempo, mit dem sie sich aus einem verborgenen Winkel meines Innern an die Oberfläche gedrängt hat.

»Großartig! Genau. Das trifft's. Sehr gut.« Nico nickt; dann huscht ein beutegieriger Schatten über sein Gesicht. Ich kenne ihn gut genug, um zu erraten, daß ihm ein Einfall gekommen ist, von dem er sich einen Vorteil verspricht. »Raymond macht euch wohl ganz schön Dampf bei dem Fall?«

»Raymond Horgan macht bei jedem Fall Dampf. Das wissen Sie doch.«

»Oho! Ich hab' immer gedacht, Sie wären der Unpolitische in dem Laden. Aber jetzt kriegen Sie Ihre Stichworte anscheinend von Raymonds Werbetextern.«

»Immer noch besser als von den Ihren, Delay.« Diesen Spitznamen bekam Nico schon verpaßt, als wir beide noch blutjunge Deputys beim Beschwerdegericht waren. Er brachte keinen Schriftsatz termingerecht zustande. John White, unser Ressortchef, verballhornte daraufhin seinen Namen in Delay Guardia, was soviel heißt wie »Verspätung eingebaut.«

»Aber, aber«, wehrt Nico ab. »Ihr Jungs seid mir doch nicht etwa böse wegen dem, was ich in meinen Wahlreden gesagt habe? Dazu steh' ich nämlich. Ich bin überzeugt, daß ein wirksamer Gesetzesvollzug ganz oben anfangen muß. Davon bin ich

sogar felsenfest überzeugt. Raymond ist ein Weichling. Und er ist müde. Er hat nicht mehr die Kraft, sich durchzusetzen.«

Ich lernte Nico vor zwölf Jahren kennen, an meinem ersten Tag als frischgebackener Deputy des Bezirksanwalts; Nico und ich bekamen gemeinsam ein Büro zugeteilt. Elf Jahre später war ich Erster Deputy und er Leiter des Morddezernats, und ich warf ihn raus. Schon damals machte er unverhohlenen Anstalten, Raymond aus dem Amt zu drängen. Es ging um einen schwarzen Arzt, der Abtreibungen vornahm und den Nico unter Mordanklage stellen wollte. Rechtlich gesehen hatte sein Fall weder Hand noch Fuß, aber er heizte diverse Interessengruppen an, die er auf seine Seite zu bringen versuchte. Er lancierte Pressemeldungen über seine Auseinandersetzungen mit Raymond und fing an, Geschworenenplädoyers zu halten, die in Wirklichkeit verkappte Wahlreden waren und zu denen er jede Menge Journalisten einlud. Den letzten Akt überließ Raymond mir. Eines Morgens ging ich in ein Kaufhaus und erstand das billigste Paar Laufschuhe, das am Lager war. Ich stellte sie mitten auf Nicos Schreibtisch und legte einen Zettel dazu. »Zieh Leine! Viel Glück! Rusty.«

Ich habe immer gewußt, daß Nico im Wahlkampf eine gute Figur machen würde. Er kann sich sehen lassen. Nico Della Guardia ist jetzt um die Vierzig, mittelgroß und tadellos in Form. Seit ich ihn kenne, hat er stets peinlich auf sein Gewicht geachtet; aß dauernd rohes Fleisch und so 'n Zeug. Trotz seiner unreinen Haut und einer komischen Farbkombination von rotem Haar, olivgrauem Teint und hellen Augen hat er alles in allem eins von diesen Gesichtern, deren Mängel weder vor der Kamera noch im Gerichtssaal auffallen, und er gilt übereinstimmend als gutaussehender Mann. Hat sich auch immer danach angezogen. Sogar zu Zeiten, als noch sein halbes Gehalt dafür draufging, waren seine Anzüge maßgeschneidert.

Weit mehr als seiner stattlichen Erscheinung hat Nico freilich immer schon jener dreist-unbekümmerten Offenheit verdankt, die er auch hier wieder an den Tag legt, wenn er ausge-

rechnet auf einer Beerdigung der rechten Hand seines Gegners ganz unbefangen sein Parteiprogramm vorträgt. In zwölf Jahren, von denen wir zwei im selben Büro verbrachten, habe ich gelernt, daß Delay diesen Übereifer und sein naives Selbstvertrauen jederzeit mühelos aus dem Ärmel schütteln kann. An dem Morgen, an dem ich ihn rausgeschmissen hatte, schlenderte er putzmunter an meinem Büro vorbei und sagte bloß: »Ich komme wieder.«

Jetzt gebe ich mir Mühe, Nico glimpflich von der Angel zu lassen. »Zu spät, Delay. Ich hab' meine Stimme schon Raymond Horgan versprochen.«

Er kapiert den Witz nicht gleich, und als dann der Groschen fällt, läßt er sich trotzdem nicht vom Thema abbringen. Wir spielen weiter eine Art Juristenpoker und halten uns gegenseitig unsere Schwächen vor. Nico gibt zu, daß er nicht genügend Geld hat für seinen Wahlkampf, behauptet aber, aus der stillschweigenden Unterstützung des Erzbischofs »moralisches Kapital« zu schlagen.

»Da liegt unsere Stärke«, sagt er. »Bestimmt. Da werden wir Stimmen ernten. Die Leute haben ganz einfach vergessen, warum sie Raymond, den Bürgerrechtler, je wählen wollten. Sie haben bloß noch eine verschwommene, nebelhafte Vorstellung von ihm, weiter nichts. Ich dagegen hab' ein klares, unterschiedenes Programm.«

Nico strotzt vor Zuversicht wie immer, wenn er von sich spricht. »Soll ich Ihnen mal verraten, wovor ich Angst hatte? Wissen Sie, wer ein harter Gegner gewesen wäre?« Er ist dicht an mich herangetreten und hat die Stimme gesenkt. »Sie.«

Ich lache laut auf, aber Nico spricht unbeirrt weiter. »Ich war erleichtert, ganz ehrlich. Ich war regelrecht erleichtert, als Raymond wieder kandidierte. Ich hatt's nämlich schon kommen sehen: Horgan gibt eine Riesenpressekonferenz und erklärt, daß er seinen Job an den Nagel hängt, die Kandidatur aber auf seinen Stellvertreter überträgt, einen Spitzenmann. Die Medien stürzen sich mit Elan auf Rusty Sabich. Ein erfahrener und be-



Scott Turow

Aus Mangel an Beweisen

Roman

Taschenbuch, Broschur, 528 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43248-2

Heyne

Erscheinungstermin: September 2007

Das Buch, das Scott Turow weltberühmt machte.

Der Mord an einer Staatsanwältin erschüttert das Gerichtssystem. Ihr Kollege Rusty Sabich ermittelt in diesem undurchsichtigen Fall und wird im Laufe der Untersuchung selbst zum Angeklagten. Eine unheilvolle Verquickung von Politik und Recht – erfolgreich verfilmt mit Harrison Ford in der Hauptrolle.



[Der Titel im Katalog](#)